

Michael Schäfer

Eine andere Industrialisierung

Die Transformation der sächsischen Textilexportgewerbe
1790–1890



Geschichte

Regionale Industrialisierung

Franz Steiner Verlag

Michael Schäfer
Eine andere Industrialisierung

REGIONALE INDUSTRIALISIERUNG

Begründet von Toni Pierenkemper

Herausgegeben von Dieter Ziegler

Band 7

Michael Schäfer

Eine andere Industrialisierung

Die Transformation der sächsischen
Textilexportgewerbe 1790–1890



Franz Steiner Verlag

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Gerda Henkel Stiftung, Düsseldorf

Umschlagabbildung: C. F. Neumann jun. in Eybau. Comptoir und Geschäftslocal, aus:
Louis Oeser (Hg.), Album der sächsischen Industrie, Band 1, Neusalza 1856.
SLUB, Hist.Sax.M.232.0-1 © SLUB Dresden / Deutsche Fotothek

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

Satz: DTP + TEXT Eva Burri, Stuttgart

Druck: Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-11318-2 (Print)

ISBN 978-3-515-11335-9 (E-Book)

INHALTSVERZEICHNIS

1.	Einleitung	7
2.	Profile des kursächsischen Textilexportgewerbes um 1790	27
2.1	Reviere und Branchen	27
2.2	Varianten der Protoindustrialisierung	46
2.3	Wege zum Markt.....	64
3.	Industrielle Revolution, Märkte und Kriege 1790–1815	83
3.1	Der Niedergang der vogtländischen Musselinmanufaktur.....	83
3.2	Die Maschinisierung der sächsischen Baumwollspinnerei.....	100
3.3	Die Baumwollwarenmanufaktur des Chemnitzer Reviers.....	119
3.4	Die Leinen- und Wollwarengewerbe	136
	Zwischenfazit: Überleben durch Absperrung?	151
4.	Die verzögerte Industrialisierung 1815–1850.....	155
4.1	Erfolgsrezept Maschinisierung?	155
4.2	Bewältigungsstrategien der südwestsächsischen Baumwollweberei.....	176
4.3	Textilexportgewerbe und transatlantische Märkte I: Die Lausitzer Leinweberei.....	192
4.4	Textilexportgewerbe und transatlantische Märkte II: Die Strumpfwirkerei.....	209
4.5	Der Leitsektor als Sorgenkind: Die sächsische Maschinenspinnerei.....	220
4.6	Die Streich- und Kammgarnweberei zwischen Zunft Handwerk und Fabrik	254
	Zwischenfazit: Die verzögerte Industrialisierung.....	281
5.	Industrialisierung und Globalisierung	287
5.1	Die Chemnitzer und Glauchauer Weberei 1850–1879.....	287
5.2	Die Maschinenweberei in den anderen sächsischen Revieren vor 1879.....	319
5.3	Die Garnindustrie zwischen Freihandelsära und Schutzzollpolitik.....	339
5.4	Die Weberei nach der handelspolitischen Wende 1879–1890	361
5.5	Die industrielle Transformation der sächsischen Webwarenwirtschaft	383

5.6	Vom Exportgewerbe zur Exportindustrie: Die Strumpfwirkerei	399
5.7	„Plauener Spitzen“: Globaler Markterfolg und dezentrale Produktion	422
6.	Eine andere Industrialisierung?	441
7.	Anhang	453
7.1	Tabellen	453
7.2	Quellen- und Literaturverzeichnis	456
7.3	Abkürzungen	474
7.4	Glossar zur Textilwirtschaft	475

1. EINLEITUNG

Von der Schwierigkeit, ein halbes Buch zu schreiben

Die vorliegende Studie hat eine längere Vorgeschichte. Es begann damit, dass ich 2005 die Aufgabe übernahm, ein halbes Buch zu schreiben. Ich sollte nämlich innerhalb eines Jahres den ersten Teil einer Wirtschaftsgeschichte Sachsens im Industriezeitalter erarbeiten, in dessen Mittelpunkt der Prozess der Industrialisierung im 19. Jahrhunderts zu stehen hatte. Dabei war an eine Überblicksdarstellung für einen breiteren Leserkreis gedacht. Das klang zunächst einmal nach leicht verdientem Geld. Es gab ja schließlich zwei umfangreiche Standardwerke zur Geschichte der sächsischen Industrialisierung, auf die man zurückgreifen konnte. Je mehr ich mich aber in Rudolf Forbergers vierbändiges Kompendium zur „Industriellen Revolution in Sachsen“ und Hubert Kiesewetters dicken Band „Industrialisierung und Landwirtschaft“¹ vertiefte, desto mehr Zweifel kamen mir, ob sich auf der Grundlage der hier präsentierten Befunde die Dynamik der sächsischen Industrialisierung hinreichend erfassen ließ.

Forbergers Werk besteht zu großen Teilen aus detailreichen Beschreibungen technologischer Entwicklungen, ihrer Diffusion in Sachsen und der Dokumentation von Fabrikgründungen. Zwar stand hinter dieser Arbeit sicherlich ein modellhafter Entwurf, wie eine „Industrielle Revolution“ ablief und sich entfaltete. Notwendigerweise gründete eine in der DDR verfasste Studie regionaler Industrialisierung im geschichtsphilosophischen Werk von Karl Marx und Friedrich Engels bzw. den daraus hergeleiteten parteiamtlichen Lesarten. Forberger behandelt den Industrialisierungsprozess getreu dieser Vorgaben als nicht weiter zu hinterfragende, eherne Gesetzmäßigkeit und widmet sich ganz der deskriptiven Darstellung der Entwicklung der industriellen „Produktivkräfte“ in Sachsen.² Im Ergebnis bestehen die beiden Text- und die beiden Materialbände aus der Aneinanderreihung empirischer Einzelbefunde. Ein schlüssiges Gesamtbild des Ablaufs der Industrialisierung in Sachsen, ihrer spezifischen Antriebskräfte und Wirkungszusammengänge ergibt sich daraus nicht.

Kiesewetter orientiert sich in seiner Studie – soweit sich dies erschließen lässt – im wesentlichen an drei mehr oder minder gängigen Lesarten der historischen Industrialisierungsforschung. Der (ursprüngliche) Titel des Werks „Industrialisierung und Landwirtschaft“ rekurriert (1.) auf die These, dass „selbsttragendes“ Wirtschaftswachstum einen qualitativen Sprung des landwirtschaftlichen Produktivitätsniveaus voraussetze. Nur wenn eine rasch wachsende Bevölkerung dauerhaft

1 Forberger, *Revolution*; Kiesewetter, *Industrialisierung und Landwirtschaft*. Kiesewetters Buch ist 2007 in fast unveränderter Fassung unter dem Titel „Die Industrialisierung Sachsens“ neu erschienen. Im Folgenden wird diese Neuauflage zitiert.

2 Vgl. Forberger, *Revolution* 1/1, S. 15, 23, 38–41.

ernährt werden konnte, ließ sich der Teufelskreis von Wirtschaftswachstum, Bevölkerungsvermehrung, Subsistenzkrise, Bevölkerungsschwund und schließlich des Rückfalls auf das ökonomische Ausgangsniveau durchbrechen, den vormoderne Wirtschaften immer wieder durchlaufen hatten.³ Kiese wetters Nutzenanwendung dieses Interpretaments läuft auf die These hinaus, dass der Bevölkerungsanstieg in Sachsen den Industrialisierungsprozess forciert habe, da nur so der Import von Nahrungsmitteln aus ländlichen Überschussgebieten erwirtschaftet werden konnte.⁴

Hubert Kiese wetters Studie steht (2.) in der langen Reihe von Untersuchungen, die den Stellenwert staatlichen Handelns an der Einleitung und am Verlauf von Industrialisierungsprozessen in den Blick nehmen. Im Ergebnis schreibt Kiese wetter den staatlichen Maßnahmen der Gewerbeförderung, dem Ausbau von Bildungseinrichtungen und der Verkehrsinfrastruktur oder den vormärzlichen Agrar-, Verwaltungs- und Verfassungsreformen wichtige „industrialisierungsfördernde Wirkungen“ zu.⁵ Allerdings ließ sich der sächsische Staat für die Implementierung der vermeintlich bedeutsamsten institutionellen Rahmenbedingung zur Einleitung industriekapitalistischer Wachstumsprozesse ungebührlich viel Zeit: Erst zum 1. Januar 1862 wurde im Königreich Sachsen die alte Zunftverfassung außer Kraft gesetzt, und eine moderne, auf dem Prinzip von Gewerbefreiheit und ungehindertem Marktwettbewerb basierende Wirtschaftsordnung trat an ihre Stelle. Für die frühindustriellen Entwicklungen in Sachsen scheint diese Verspätung zumindest kein Hindernis gewesen zu sein: Sowohl für Forberger als auch für Kiese wetter setzt das Jahr 1861 den zeitlichen Schlusspunkt ihrer Industrialisierungsstudien.

Schließlich knüpft Kiese wetter (3.) zumindest terminologisch an das lange Zeit in der historischen Industrialisierungsforschung außerordentlich einflussreiche Erklärungsmodell des amerikanischen Nationalökonomen Walt W. Rostow an. Rostows in den 1950er Jahren entwickeltes Konzept liest sich heute wie eine gedankliche Blaupause aus dem frühen „Atomzeitalter“: Die Industrielle Revolution vollzieht sich hier analog einer atomaren Kettenreaktion. Um eine solche Reaktion in Gang zu setzen, ist ein hoher Energieaufwand nötig, sprich: massive Investitionen in Betriebs- und vor allem Anlagekapital. Die „kritische Masse“ ist nach Rostow erreicht, wenn eine Volkswirtschaft permanent eine Investitionsquote in Sachkapital von mehr als zehn Prozent des Sozialprodukts verzeichnet. Danach läuft der Prozess der Industrialisierung in einem „Take-off into self-sustained growth“⁶ rasch und mit urwüchsiger Gewalt ab. Kiese wetter legt sich schon in der Einleitung punktgenau auf das Jahr 1832 fest als Datum, zu dem der Industrialisierungsprozess in Sachsen den „Zustand eines eigendynamischen Wachstums“ erreicht habe.⁷ Es

3 Als neuere Version dieser Lesart siehe etwa: Komlos, Überblick, S. 490–511.

4 Vgl. Kiese wetter, Industrialisierung, S. 31–35; sowie ders., Erklärungshypothesen, S. 315–319.

5 Kiese wetter, Industrialisierung, S. 571 f.; vgl. auch ders., Erklärungshypothesen, S. 324–327. Zur allgemeinen Forschungsdiskussion ausführlich: Boch, Staat.

6 So der Titel eines Aufsatzes von 1956, abgedruckt in: Rostow, Stages, S. 36–58; sowie in knapper Darstellung: Buchheim, Einführung, S. 21; Pierenkemper, Gewerbe, S. 98 f.

7 Vgl. Kiese wetter, Industrialisierung, S. 25 f.

findet sich allerdings im ganzen Buch kein Hinweis darauf, wie er zu dieser erstaunlichen Erkenntnis gekommen ist.

Eine zweite, für seine Untersuchung folgenreichere Anleihe bei Rostow nimmt Kiesewetter, indem er a priori „die für die sächsische Industrialisierung entscheidenden Gewerbebranchen“ benennt.⁸ Er knüpft damit offenbar an das Konzept der *Leading Sectors* an. Als Führungs- oder Leitsektoren gelten in der von Rostow beeinflussten Industrialisierungsforschung diejenigen Branchen und Wirtschaftssektoren, in denen sich industrielle Produktionsformen zuerst durchsetzten und die Ausbreitungseffekte auf andere Wirtschaftssektoren ausübten, die mit ihnen funktional verknüpft waren. Rostow unterscheidet dabei Vorkopplungs- und Rückkopplungseffekte (*Forward* und *Backward Linkages*). Einerseits induzierte der massiv erhöhte und verbilligte *Output* des Leitsektors eine industrielle Wachstumsdynamik in Wirtschaftsbereichen, in denen diese Produkte verbraucht wurden. Andererseits wurde industrielles Wachstum über die *Input*-Seite der Leitsektoren auf andere, vorgelagerte Wirtschaftsbranchen übertragen. Die Industrialisierung der Eisen- und Stahlproduktion etwa hatte wichtige *Vorkopplungseffekte*, da durch eine massenhafte Bereitstellung hochwertiger und billiger Roh- und Halbwaren die industrielle Massenproduktion in den metallverarbeitenden Branchen angeregt wurde. Die Entstehung einer Eisen- und Stahlindustrie hatte aber auch bedeutsame *Rückkopplungseffekte*, da sie mit einer markanten Erhöhung des Steinkohlebedarfs verbunden war und somit die Wachstumsdynamik des Kohlenbergbaus mit in Gang setzte.⁹

Kiesewetter klopft nun am Beispiel Sachsens diejenigen Branchen ab, denen solche Funktionen gemeinhin zugeschrieben worden sind: den Steinkohlenbergbau, die Eisen- und Stahlerzeugung, die Baumwollspinnerei, den Maschinenbau und den Eisenbahnbau. Doch welchen Stellenwert besaßen diese von Kiesewetter a priori benannten Führungssektoren für die Ausprägung der Industrieregion Sachsen tatsächlich? Zwar entstand im Zuge des Eisenbahnbaus und der Erschließung der erzgebirgischen Steinkohlelager das ein oder andere Hütten- und Eisenwerk. Doch ein Montanverbund von Kohlenbergbau, Verhüttung, Roheisen- und Stahlerzeugung prägte sich hier nicht in nennenswertem Maße aus. Die Baumwoll-Maschinenspinnerei entwickelte sich zwar in Sachsen für deutsche Verhältnisse außergewöhnlich früh und kräftig. Doch schon ein flüchtiger Blick auf die einschlägigen Statistiken zeigte, dass dieser vermeintliche Führungssektor seit dem Ende der 1830er Jahre nur noch langsam wuchs und 1861 seine ehemals herausragende Position innerhalb des Zollvereinsgebietes eingebüßt hatte.¹⁰

Auf der anderen Seite spielt der ganz übrige Textilsektor bei Kiesewetter eine allenfalls periphere Rolle. Dies liegt wohl nicht zuletzt am Zuschnitt des Untersuchungszeitraums seiner Studie und den dahinter liegenden konzeptionellen Prämissen. Die Verengung des Untersuchungszeitraums auf gerade einmal 46 Jahre führt

8 Ebd., S. 40.

9 Als knapper Abriss vgl. Pierenkemper, *Gewerbe*, S. 98 f.; sowie Kiesewetter, *Erklärungshypothesen*, S. 321 f.

10 Vgl. Karlsch/Schäfer, *Wirtschaftsgeschichte*, S. 29 f., 70 f.; Kiesewetter, *Industrialisierung*, S. 358, 382.

dazu, dass Kiesewetter in der regionalen Web- und Wirkwarenwirtschaft der Zeit offenbar nichts anderes erkennen kann als die „krisenträchtigen Textilbranchen“¹¹, die einem unvermeidlichen Niedergang entgegen gingen. Nun ist aber das Profil der sächsischen Gewerbewirtschaft von jeher ganz wesentlich von den Garn verarbeitenden Branchen bestimmt. Schon in der Frühneuzeit waren im sächsischen Vogtland, im westlichen Erzgebirgsraum und in der Oberlausitz Leinenstoffe, Woll- und Baumwollgewebe, Strümpfe, Spitzen und andere Textilwaren in großen Mengen für den überregionalen Absatz gefertigt worden. Die frühzeitige Entstehung der südwestsächsischen Maschinenspinnerei dürfte ohne die Nachfrage dieser Garn verarbeitenden Gewerbe kaum zu erklären sein. Mit der Entscheidung für das Ausgangsjahr 1815 klammert Kiesewetter jedoch die „protoindustriellen“ Vorläufe der sächsischen Industrialisierung weitgehend aus.

Allem Anschein nach verschwand der verarbeitende Textilsektor nicht während der Industriellen Revolution. Im Gegenteil, um 1900 war die Textilindustrie der bei weitem größte Zweig der sächsischen Gewerbewirtschaft, zumindest was seinen Anteil an den Beschäftigten angeht.¹² Das „protoindustrielle“ Textilgewerbe hatte offensichtlich einen Wandel durchlaufen, war zur *Textilindustrie* geworden. Doch der Übergang zur Maschinenweberei, -wirkerei und -stickerei vollzog sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wenn man nun meint, die Industrialisierung in Sachsen habe schon 1861 einen Punkt erreicht hatte, an dem man sie getrost sich selbst überlassen konnte, dann gerät auch diese Entwicklung größtenteils aus dem Blickfeld.

Kurz, im Laufe der Arbeiten an meinem halben Buch kam ich zunehmend zu der Erkenntnis, dass man die Industrialisierung in Sachsen als allmählichen Prozess begreifen sollte, der sich nicht nur über einige Jahrzehnte erstreckte. Da traf es sich gut, dass auch in der historischen Industrialisierungsforschung mittlerweile die Skepsis an der Stimmigkeit von Modellen überwiegt, die das Sprunghafte des Industrialisierungsprozesses hervorheben.¹³ Allerdings gestaltete sich nun die Erarbeitung meines Manuskripts, vor allem was die Industrialisierung des Textilsektors anbelangt, mühsamer als vorhergesehen. Ich musste auf eine ältere Literatur zurückgreifen, die größtenteils vor dem Ersten Weltkrieg erschienen war. Dies war nun doch kein so leicht verdientes Geld.¹⁴ Ich hatte also das Desiderat einer zeitgemäßen, wissenschaftlich fundierten Studie zur Genese der sächsischen Textilindustrie am eigenen Leibe erfahren. Was lag da näher als der Gedanke, diesem Mangel mit einem neuen Forschungsprojekt Abhilfe zu verschaffen?! Die Gerda-Henkel-Stiftung, Düsseldorf, hat dankenswerterweise dieses Projekt finanziert. Mein Dank gilt auch Rudolf Boch, der das Forschungsprojekt an seinem Lehrstuhl an der Technischen Universität Chemnitz organisatorisch betreut hat und mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden ist.

11 Kiesewetter, *Industrialisierung*, S. 208.

12 Vgl. Karlsch/Schäfer, *Wirtschaftsgeschichte*, S. 112.

13 Vgl. Wengenroth, Igel; Cameron, *View*, S. 3–8; O'Brien, *Typology*, S. 305–310; Komlos, *Überblick*, S. 471 ff.; Hahn, *Revolution*, S. 58 f., 96 ff.

14 Die zusammen mit Rainer Karlsch verfasste „*Wirtschaftsgeschichte Sachsens im Industriezeitalter*“ ist schließlich termingerecht im Herbst 2006 erschienen.

Übergänge: Protoindustrielle Gewerberegionen und Industrielle Revolution

Um eine solche Geschichte der Industrialisierung des sächsischen Textilgewerbes in der *longue durée* zu erarbeiten, ist eine Ausweitung des methodisch-theoretischen Rahmens nötig. Der Rückbezug auf frühneuzeitliche Vorläufe des industriellen Wandels verweist zunächst einmal auf eine Forschungsdiskussion, die vor allem in den 1970er und 80er Jahren intensiv geführt worden ist und die sich um den Begriff der „Protoindustrialisierung“ strukturierte. Begriff und Konzept gehen auf den amerikanischen Wirtschaftshistoriker Franklin F. Mendels und dessen Studie zu den Vorläufen der Industrialisierung in Flandern zurück. In Deutschland wurde die Thesen zur Protoindustrialisierung vornehmlich von Peter Kriedte, Hans Medick und Jürgen Schlumbohm programmatisch formuliert und vertreten. Es habe in bestimmten Regionen schon in der Frühneuzeit eine „Industrialisierung vor der Industrialisierung“ stattgefunden. Typischerweise seien protoindustrielle Verdichtungen außerhalb der Städte auf dem Land entstanden, und zwar vornehmlich dort, wo saisonale Arbeitslosigkeit, schlechte Bodenqualitäten und eine hohe Bevölkerungsdichte zu Verarmung und sozialer Differenzierung geführt hätten. Der Zwang für große Teile der ländlichen Bevölkerung in solchen Gegenden, nach zusätzlichen Erwerbsmöglichkeiten zu suchen, habe ein großes Arbeitskräftepotenzial entstehen lassen. Auf der anderen Seite stieg die Nachfrage nach gewerblichen Produkten, vor allem auf dem sich in der Frühneuzeit entfaltenden Weltmarkt. Da nun das städtische Handwerk mit seiner Ausrichtung auf den lokalen Bedarf und seinem Festhalten an rigiden Zunftregulativen diese Nachfrage nicht oder nur unzureichend befriedigen konnte, verlagerte sich die gewerbliche Produktion zunehmend in diejenigen ländlichen Regionen, in denen ein großes Reservoir an überschüssigen Arbeitskräften vorhanden war.¹⁵

Bei Mendels bildete die Protoindustrialisierung die erste Phase der Industrialisierung. Medick und Kriedte verstanden sie dagegen als eigenständiges, über längere Zeiträume hinweg stabiles Produktionssystem. Doch auch in ihrer Variante wohnte der Protoindustrialisierung eine Dynamik inne, die zur Einleitung der Industriellen Revolution führte oder führen konnte. Auf der einen Seite drohte die von der Protoindustrialisierung ausgelöste demographische Entwicklung die Subsistenzgrundlagen der Gesellschaft zu sprengen. Die Verdienstmöglichkeiten durch die Ausweitung der protoindustriellen Gewerbe hatten es vielen ärmeren Landbewohnern erlaubt, frühzeitig Familien zu gründen. Zudem habe es die Logik der vormodernen Familienwirtschaft nahe gelegt, das familiäre Gesamteinkommen durch möglichst hohe Geburtenzahlen zu steigern, konnten doch Kinder schon in frühem Alter als Arbeitskräfte gebraucht werden. Auf der anderen Seite gelangte das protoindustrielle Produktionssystem an die Grenzen seiner Kapazität: Ein weiteres Wachstum der Produktion war im Rahmen dezentraler Heimarbeit mit einfachen Arbeitsgeräten nicht mehr möglich. Um das ökonomische Wachstum aufrecht

15 Mendels, Proto-Industrialization; Kriedte u. a., Industrialisierung. In knapper Darstellung: Pie-renkemper, Gewerbe, S. 51–55.

zu erhalten und eine demographische Katastrophe abzuwenden, sei ein Übergang zum industriellen Fabrikssystem unabdingbar geworden.¹⁶

In neuerer Zeit hat Ulrich Pfister den Versuch unternommen, das Protoindustrialisierungsparadigma mit den Mitteln der „Neuen Institutionenökonomik“ (NIÖ) konzeptuell wiederzubeleben. Ein „protoindustrielles“ Produktionssystem im Sinne Pfisters ist durch eine konstante Faktorproduktivität gekennzeichnet. Das bedeutet, dass das Wirtschaftswachstum einer protoindustriellen Region an eine Vermehrung der Arbeitskräfte gekoppelt ist. Produktivitätssteigerungen durch arbeitssparende Innovationen und Investitionen in fixes Anlagekapital sind selten und unbedeutend. Protoindustrielles Wachstum wird in diesem Modell als notwendigerweise kurzlebige Phänomen angesehen. Die Ursache dieser Erscheinung liege in einem exponentiellen Wachstum der Transaktionskosten. „Transaktionskosten“ fallen im Prozess der Herstellung und Vermarktung von Waren und Gütern vor allem beim Abschluss und der Durchsetzung von Verträgen, bei der Arbeits- und Qualitätskontrolle sowie bei der Beschaffung von Marktinformationen an. Je stärker eine protoindustrielle Wirtschaftsregion wuchs, desto schwieriger und kostspieliger sei es für die unternehmerischen Funktionsträger gewesen, die wachsende Anzahl räumlich zunehmend verstreut wohnender Arbeitskräfte zu kontrollieren und eine angemessene Qualität der Waren zu gewährleisten. Je weiter sich das protoindustrielle Produktionsnetzwerk auf diese Weise räumlich und personell ausdehnte, desto länger wurden die Wege, die Rohmaterialien und Waren zwischen dem Lager des „Verlegers“ und den Werkstätten der Heimarbeiter und Handwerker zurücklegten, desto mehr Zwischeninstanzen mussten eingeschaltet werden.¹⁷

Wirtschaftswachstum in protoindustriellen Regionen war daher, so Pfister, zwangsläufig mit abnehmender Rentabilität verbunden. Ältere und größere Gewerbegebiete fielen im Wettbewerb mit jüngeren und kleineren protoindustriellen Revieren bald zurück, so dass die Produktion an neue Standorte wanderte. Diese Volatilität und Kurzlebigkeit bringt Pfister zu dem Schluss, dass protoindustrielle Wachstumsprozesse per se keineswegs als „erste Phase der Industrialisierung“ angesehen werden könnten. Einen funktionalen Zusammenhang zwischen protoindustriellen und industriellen Entwicklungen stellt er dennoch her. Eine mögliche unternehmerische Strategie, die Profitraten stabil zu halten, wenn protoindustrielles Wachstum die Transaktionskosten explodieren ließ, bestand darin, Teile der Produktion zu zentralisieren und zu mechanisieren. In diesem Sinne konnten die Herausforderungen des protoindustriellen Wachstums den Weg in die Industrialisierung bahnen.¹⁸

Technologische Entwicklungen und ihre Folgen erscheinen in den neueren institutionenökonomischen Ansätzen eher als sekundär. Zum Motor der Industrialisierung wird vielmehr der Zwang zur Senkung von Transaktionskosten und zur

16 Vgl. Kriedte u. a., *Industrialisierung*, S. 287; Pfister, *Protoindustrialisierung*; Schremmer, *Industrialisierung*, S. 427–430; Pierenkemper, *Gewerbe*, S. 53.

17 Vgl. Pfister, *Wachstum*, S. 36 ff. Zum Begriff der „Transaktionskosten“ vgl. Wischermann/Niederding, *Revolution*, S. 22 ff.; North, *Institutionen*, S. 32.

18 Vgl. Pfister, *Wachstum*, S. 44 f.

Institutionalisierung effektiver Arbeitskontrollen erklärt. Damit verschieben sich auch die Kategorien, die den Charakter des industriellen Transformationsprozesses kennzeichnen. Zielpunkt der Entwicklung ist das integrierte Unternehmen, in dem Produktion und Absatz im Eigenbetrieb zusammengefasst sind – ob nun Maschinen eingesetzt werden oder nicht.¹⁹ Eine Variante dieser Lesart präsentiert Christian Kleinschmidt in seinem Versuch, die Sphäre des Marktes stärker in den Wandlungsprozess einzubeziehen. Demnach sollte die Entwicklung vom dezentralen Verlag zum integrierten Unternehmen vor allem als Antwort auf weltwirtschaftliche Herausforderungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verstanden werden. Die Vergrößerung der Märkte und die von Kriegen und Handelswegskrisen hervorgerufenen Unsicherheiten hätten für die exportorientierten Kaufleute die Probleme der Informationsbeschaffung erhöht. Zudem seien sie mit massiven *Principal-Agent*-Problemen konfrontiert gewesen. Wachsende Interessenunterschiede zwischen Verlegern/Kaufleuten und Produzenten hätten zur Erhöhung der Transaktionskosten, zu Qualitätseinbußen in der Warenproduktion und damit letztlich zum Verlust der Konkurrenzfähigkeit auf den überseeischen Märkten geführt. Diese Konstellation habe schließlich den Übergang zum zentralisierten Unternehmen und die Aufhebung der Funktionsteilung von Produktion und Absatz erzwungen.²⁰

Globalisierung und Industrialisierung

Kleinschmidts Szenario zählt zu den ganz wenigen Versuchen, das Protoindustrialisierung-Konzept in eine systematische Beziehung mit der Entwicklung der Absatzmärkte zu setzen. Im Rückblick erscheint es in der Tat bemerkenswert, dass die Entstehung protoindustriell verdichteter Zonen vor allem auf Entwicklungen des ländlichen Arbeitskräfteangebots zurückgeführt und argumentativ entfaltet worden ist. Zwar verweist schon die ältere Protoindustrialisierungsliteratur auf die „Nachfrage“ des „Weltmarktes“ als bedeutsamen Faktor für die Entfaltung protoindustrieller Strukturen. Doch letztlich interessieren sich die deutschen Protoindustrialisierungshistoriker mehr für die Familienwirtschaft der Kleinproduzenten als für das weit entfernte Weltmarktgeschehen.²¹ Ähnliches gilt *cum grano salis* auch für viele Studien zur regionalen Industrialisierung, die den Bereich der Vermarktung und des Wettbewerbs mehr oder minder ausklammern. Dies mag zum Teil arbeitsökonomische Gründe haben: Der Wettbewerb auf verstreuten Märkten lässt sich quellenmäßig wesentlich schwieriger erschließen als die Entwicklung der „Produktivkräfte“ in der Untersuchungsregion selbst. In der Regel wird dieses Vorgehen aber noch nicht einmal problematisiert. Viele Autoren scheinen von der impliziten Prämisse auszugehen, der *Input* an Produktionsfaktoren determiniere den *Output* des wirtschaftlichen Erfolgs. Was in der dazwischen geschalteten *Black Box* des Marktes passiert, erscheint daher von sekundärem Interesse. Die handlungsgeschichtliche For-

19 Vgl. dezidiert: Wischermann, Unternehmensgeschichte, S. 456 f.

20 Vgl. Kleinschmidt, Weltwirtschaft.

21 Vgl. die Kritik von Goriben, Handelshaus, S. 361; Kleinschmidt, Weltwirtschaft, S. 73

schung wiederum hat bisher kaum einen systematischen Versuch unternommen, die Expansion der Handelswege und Handelsströme und die Modernisierung der Handelstechniken mit den Fragestellungen der Protoindustrialisierungs- und Industrialisierungshistoriographie zu verbinden.²²

An dieser Stelle lohnt ein kleiner Exkurs auf das Gebiet der historischen Globalisierungsforschung. Der Aufschwung der protoindustriellen Textilwirtschaft seit etwa 1750 und ihre industrielle Transformation im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde von mindestens zwei mächtigen Globalisierungsschüben begleitet. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts verdichteten sich die transatlantischen Handelsbeziehungen. Auf der einen Seite stand die Ausbreitung und Intensivierung einer amerikanischen Plantagenwirtschaft, die auf den europäischen Konsum und den Rohstoffbedarf der protoindustriellen Gewerbe ausgerichtet war. Der anschwellende Strom des transatlantischen West-Ost-Handel fand auf der anderen Seite seine Entsprechung im Aufschwung des Fertigwarenexports in der umgekehrten Richtung. Gleichzeitig versuchten die beiden stärksten europäischen Kolonialmächte, Großbritannien und Frankreich, ihre Herrschaft auszudehnen und zu festigen. Damit verbunden war die Etablierung ähnlicher Austauschbeziehungen wie im transatlantischen Handelsverkehr – europäische Manufakturwaren gegen überseeische Rohstoffe und Agrarprodukte –, ein Prozess, dem schließlich die hochstehende indische Textilmanufaktur zum Opfer fiel.

An den Bestrebungen konkurrierender europäischer Staaten, ihre überseeische Herrschaft zu intensivieren und auszuweiten, entzündete sich von den 1750er Jahren bis in die frühen 1820er Jahre eine lange Reihe von See-, Kolonial- und Unabhängigkeitskriegen. An deren Ende waren die meisten europäischen Siedlungskolonien des amerikanischen Kontinents zu unabhängigen Staaten geworden. Es ist wohl diese Periode der Kriege, Handelskriege und Seeblockaden und der dadurch hervorgerufenen „Handelswegkrisen“ und Störungen des transnationalen und überseeischen Warenaustauschs, auf die Kleinschmidt in seinem Aufsatz rekurriert. In diesem Sinne lassen sich hier durchaus auch desintegrierende und „de-globalisierende“ Tendenzen ausmachen.²³

Ein zweiter Globalisierungsschub, eindeutiger greifbar und in seinen Folgen spektakulärer, setzte um das Jahr 1840 ein. Der europäische und interkontinentale Warenaustausch wurde durch eine Verkehrs-, Transport- und Kommunikationsrevolution – Eisenbahnen, ozeanweiter Dampfschiffverkehr, Telegraphenleitungsnetze usw. – massiv erleichtert und beschleunigt. Handelspolitische Barrieren wie Einfuhrzölle oder Importverbote wurden nach der Mitte des 19. Jahrhunderts gesenkt oder ganz weggeräumt. Es ist anzunehmen, dass dieser Globalisierungsschub nicht zufällig mit einer Kernperiode der kontinentaleuropäischen und nordamerikanischen Industrialisierung – dem dritten Viertel des 19. Jahrhunderts – zusammenfiel.²⁴

22 Vgl. Gorißen, *Handelshaus*, S. 26.

23 Vgl. Osterhammel/Petersson, *Globalisierung*, S. 46–49; Kleinschmidt, *Weltwirtschaft*, S. 76 f.; Wallerstein, *Expansion*, S. 196–201.

24 Vgl. Osterhammel/Petersson, *Globalisierung*, S. 25 f.

Der Globalisierungsbegriff bietet für eine Konzeptualisierung des industriellen Transformationsprozesses einen nützlichen heuristischen Zugang. „Globalisierung“ im Bereich der Wirtschaft kann als eine sukzessive, in der Tendenz weltweite Integration von (Kapital-, Rohstoff-, Waren-, Arbeits-) Märkten verstanden werden. Die wirtschaftshistorische Forschung macht diese Entwicklung statistisch etwa an einer zunehmenden Faktorpreiskonvergenz fest. Je mehr sich Arbeitskosten und Kapitalzinsen angleichen, je weniger die Transportkosten ins Gewicht fallen, desto stärker pegeln sich demnach die Warenpreise weltweit auf einem ähnlichen Niveau ein.²⁵ Man kann diesen Zusammenhang auch aus einer institutionenökonomischen Perspektive formulieren: Je dichter und vertrauenswürdiger sich das institutionelle Rahmenwerk des globalen Handels ausbildete, desto mehr sanken die Transaktionskosten bei der Vermarktung von Waren. Für die Beziehung zwischen den europäischen Textilgewerberegionen würde dies im Prinzip bedeuten, dass sie auf einer wachsenden Zahl von Märkten in direkte Konkurrenz zueinander traten (oder treten konnten). Dadurch wurde es wiederum zunehmend wahrscheinlicher, dass Produktivitätsfortschritte, die in einer Region erzielt wurden, Produzenten der gleichen Branche in anderen Regionen unter Wettbewerbsdruck setzten.²⁶

Mit dieser heuristischen Annahme lässt sich ein funktionaler Zusammenhang zwischen Globalisierungs- und Industrialisierungsprozessen herstellen. Exogene Faktoren regionaler Industrialisierung können konzeptionell einbezogen und damit ein „blinder Fleck“ gängiger Konzepte beseitigt werden. Noch Mendels hat in seinen programmatischen Aufsätzen die britische Herausforderung für die kontinental-europäischen Gewerberegionen im Blick. Dort, wo protoindustrielle Entwicklungen am kräftigsten ausgebildet waren, seien die Chancen am größten gewesen, diese Herausforderung zu bewältigen.²⁷ Seitdem scheinen sich die Industrialisierungsmodelle der Protoindustrialisierungsforscher fast ganz auf eine endogene Dynamik zu beschränken: Wenn das protoindustrielle System seine Wachstumsgrenzen erreicht hat, stehen die regionalen Akteure vor die Wahl, den Sprung ins industrielle Zeitalter zu wagen oder den wirtschaftlichen Niedergang der Region hinzunehmen. Doch gerade für die meisten Textilgewerberegionen erscheint dies angesichts der frühindustriellen Entwicklungen in Großbritannien als ein ziemlich realitätsfernes Szenario. Waren nämlich die ersten Schritte zu industriellen Produktionsformen erst einmal in einer Region erfolgreich vollzogen, begannen fortan exogene Faktoren auf die weitere Entwicklung der übrigen Regionen einzuwirken.²⁸ Je intensiver die protoindustriellen Gewerberegionen miteinander in Austausch- und Wettbewerbsbeziehungen standen, desto größere Wellen dürfte es geschlagen haben, wenn in einer von ihnen industrielle Produktivitäts- und Wachstumssprünge auftraten.

Genau dieser Umstand trug allerdings wiederum dazu bei, dass der Prozess wirtschaftlicher Globalisierung von eigentümlichen Ambivalenzen und Gegenbe-

25 Vgl. Torp, *Weltwirtschaft*, S. 572–579; O'Rourke/Williamson, *Globalization* S. 5, 74.

26 Vgl. Pohl, *Aufbruch*, S. 21–24; Osterhammel/Petersson, *Globalisierung*, S. 50–55.

27 Vgl. Mendels, *Proto-Industrialization*, S. 245 f.

28 Dies konzedieren auch Kriedte u. a., *Industrialisierung*, S. 278 f.

wegungen geprägt war. Globalisierungsschübe veranlassten nicht selten die Erhöhung von Interaktionsbarrieren im zwischenstaatlichen Bereich. Wenn verkehrs- und kommunikationstechnische Innovationen oder die Herausbildung und Verdichtung der kommerziellen Infrastruktur zu einem sprunghaften Wachstum des internationalen Austauschs von Wirtschaftsgütern führten, rief dies auf nationalstaatlicher Ebene in aller Regel Gegenkräfte hervor. Diejenigen Wirtschaftsakteure, die sich von der Globalisierung in ihren Interessen bedroht fühlten, forderten von ihren Regierungen handelspolitische Schutzmaßnahmen. Oft genug fanden sie dabei auch Gehör, so dass wirtschaftliche Globalisierungsprozesse abgebremst, u. U. sogar phasenweise revidiert wurden.²⁹

Die Beziehungen und Wettbewerbsverhältnisse zwischen den europäischen Textilexportregionen formierten sich demnach in einem Spannungsfeld gegenläufiger Globalisierungstendenzen. Die Frage ist nun, in welcher Weise die Ambivalenzen des Globalisierungsprozesses mit der angenommenen Grundkonstellation eines industriellen Entwicklungsgefälles zwischen den britischen und den kontinentaleuropäischen Textilexportregionen in Beziehung zu setzen sind. Folgt man der einflussreichen Lesart des französischen Wirtschaftshistoriker François Crouzet, so waren die kontinentaleuropäischen Exportgewerbe angesichts des enormen industriellen Vorsprungs ihrer britischen Konkurrenten nach 1800 dazu gezwungen, ihre im 18. Jahrhundert erlangte Position auf den Weltmärkten aufzugeben. Die Napoleonische Kontinental Sperre habe Baumwollwaren produzierende Regionen wie Sachsen und die Schweiz vor dem ökonomischen Kollaps bewahrt und ihnen den Spielraum verschafft, industrielle Schlüsselinnovationen wie die Maschinenspinnerei einführen. Die Abspernung von europäischen Absatzgebieten nach 1807 und der Übergang vieler Staaten des Kontinents zum handelspolitischen Protektionismus bald nach 1815 habe wiederum die britische Industrie auf die überseeischen Märkte verwiesen. Der Preis, den die proto- und frühindustriellen Produzenten auf den europäischen Festland für ihre „Rettung“ zu zahlen gehabt hätten, sei ihre Beschränkung auf den eigenen Binnenmarkt gewesen.³⁰

Pioniere und Nachzügler der Industrialisierung

Auch der deutschen Industrialisierungsforschung ist dieses Szenario an sich nicht fremd gewesen. Schon in der zeitgenössischen Debatte wurde die Ungleichheit der industriellen Entwicklung in Europa als zentrales Problem begriffen. Wie konnte das industriell „rückständige“ Deutschland den Vorsprung der „Pioniernation“ Großbritannien aufholen? Die ältere Forschung hat diese Fragestellung willig aufgegriffen und in den Kategorien eines nationalen Konkurrenzkampfes sinnhaft gerahmt. In den 1950er Jahre hat Alexander Gerschenkron die Konstellation eines europäischen West-Ost-Gefälles des Industrialisierungsprozesses in einem einflussreichen theoretischen Ansatz verdichtet. Je rückständiger die Wirtschaftsstruktur in

29 Vgl. zu dieser Dynamik vor allem Fäßler, *Globalisierung*, S. 44 f., 94–97.

30 Vgl. Crouzet, *Wars*, S. 577, 587 f.; ders., *Export Economy*, S. 220–223.

einem Land war und je später die Industrialisierung einsetzte, so Gerschenkrons Leitthese, desto schneller verlief der Prozess industriellen Wachstum, wenn er einmal in Gang gekommen war. Charakteristisch für die Industrialisierung in „Nachzügler“-Ländern sei es, dass sie eher exogen als endogen gesteuert und angetrieben werde – etwa von einer aktiven staatlichen Industrialisierungspolitik oder von kapitalkräftigen Großbanken. Eine nachholende Industrialisierung bringe gewöhnlich eine Wirtschaftsstruktur hervor, die geprägt werde durch kapitalintensive Großunternehmen, die eher Investitions- als Konsumgüter produzierten. Der Aufstieg der deutschen Montanindustrie, der Elektro- und Chemiekonzerne, die Entwicklung der deutschen „Universalbanken“ und ihre Rolle bei der Industriefinanzierung, die Entstehung des „Interventionsstaates“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – all dies schien die Industrialisierung in Deutschland zum empirischen Musterbeispiel für Gerschenkrons Modell zu machen.³¹

Zwar gehörte die Annahme, dass sich in Deutschland eine „nachholende“ Industrialisierung unter den Bedingungen des Wettbewerbs mit der technologisch und betriebsorganisatorisch überlegenen westeuropäischen Konkurrenz zu vollziehen hatte, durchaus zum Gemeingut der deutschen Wirtschaftsgeschichtsschreibung. Doch wurde dieser Umstand in vielen Studien vornehmlich als Rahmenbedingung hingenommen, ohne dass die Konkurrenzbeziehung als solche tiefergehend thematisiert worden wäre. Die Gerschenkron-These und ebenso Rostows *Take-Off*-Modell, das ja ursprünglich als Handlungsanleitung für industrielle Schwellenländer gedacht war, legten es der historischen Industrialisierungsforschung nahe, sich vor allem auf die Rolle des Staates zu konzentrieren.

In jüngerer Zeit sind dann auch wieder die Wirtschaftsakteure selbst stärker in den Mittelpunkt des historischen Interesses gerückt. In Rudolf Bochs Studie zur Industrialisierungsdebatte des rheinischen Wirtschaftsbürgertums wird das von Crouzet entfaltete Szenario gewissermaßen aus der Perspektive der kontinentaleuropäischen Unternehmer und Großkaufleute betrachtet. Während eine ältere Generation von Großverlegern nach dem Ende der napoleonischen Ära vergeblich versuchte, auf dem Weltmarkt Fuß zu fassen, habe eine jüngere Generation rheinischer Wirtschaftsbürger auf eine beschleunigte Industrialisierung gesetzt. Statt mühsam neue Absatzwege für die Erzeugnisse der protoindustriellen Manufaktur auf unsicheren überseeischen Märkten zu erschließen, plädierten letztere dafür, in einem zollgeschützten Binnenraum eine „nationale Gesamtindustrie“ nach britischem Muster zu entwickeln.³²

Eine Variante dieser Argumentation findet sich auch in den Studien zur Industrialisierung des ostwestfälischen Leinengewerbes. Auch hier erscheinen die kaufmännischen Verhaltensdispositionen der alten Verlegerelite als Hemmschuh des industriellen Fortschritts. Erst eine jüngere Generation habe – gerade noch rechtzeitig – den Übergang zur Maschinenweberei und mechanischen Flachsspinnerei im

31 Vgl. Gerschenkron, *Backwardness*; Ditt, *Vorreiter*, S. 29 f.;

32 Vgl. Boch, *Wachstum*; ders., *Transatlantikhandel*.

zentralen Eigenbetrieb vollzogen.³³ Der Bielefelder Leinwandmanufaktur war damit – nach dieser Lesart – das Schicksal Schlesiens, der ehemals bedeutendsten mitteleuropäischen Leinenregion, erspart geblieben. Marcel Boldorf macht in seiner vergleichende Studie des protoindustriellen Leinenexportgewerbes in Schlesien und Nordirland die Ursachen der gescheiterten Industrialisierung in der niederschlesischen Textilwirtschaft allerdings auf einer noch früheren Entwicklungsstufe fest. Hier hatten die ansässigen Leinenhändler nicht einmal den Schritt vom Kaufmann zum Verlagsunternehmer gemacht.³⁴

Erfolg und Scheitern des Industrialisierungsprozesses wird in allen diesen Studien letztlich am möglichst zeitigen Nachvollzug technologisch-betriebsorganisatorischer Entwicklungen festgemacht. Selbst Boldorf vergleicht vornehmlich das Produktionsregime der von ihm untersuchten Leinenregionen miteinander. Die Wettbewerbsbeziehungen dieser beiden auf den globalen Märkten konkurrierenden Regionen und die Bedingungen, unter den sich dieser Wettbewerb vollzog, interessieren ihn dagegen kaum. Möglicherweise verstellt die Fokussierung auf eine nachvollziehende Industrialisierung den Blick auf alternative Strategien, der Herausforderung einer industriell fortgeschrittenen Konkurrenz zu begegnen. Solche Strategien sollten nicht von vornherein als inadäquat, kurzsichtig oder irrational bewertet werden. Gerade für den Textilsektor liegen mittlerweile (vor allem französische) Befunde vor, nach denen die Beibehaltung bzw. Neuausbildung dezentraler Produktionssysteme sich als unternehmerischer rationaler erweisen konnten als ein frühzeitiger Übergang zur Fabrikindustrie.³⁵

Hat nicht überhaupt das Paradigma der „nachholenden Industrialisierung“ dazu beigetragen, dass der Prozess der Industrialisierung in Deutschland auch noch in den neueren Überblicksdarstellungen³⁶ allzu einseitig gezeichnet wird? Können tatsächlich die Groß-, Schwer- und Montanindustrie pars pro toto für das Ergebnis der deutschen Industrialisierung stehen? Der amerikanische Wirtschaftshistoriker Gary Herrigel hat in einer 1996 erschienenen Arbeit gegen diesen Strich argumentiert. Er glaubt die „Quellen der deutschen Industriemacht“ auf einem alternativen Industrialisierungspfad zu entdecken. Herrigel schlägt den Bogen zu den protoindustriellen Gewerberegionen und zeichnet eine Kontinuität dezentraler Produktionsstrukturen und Formen der Arbeitsteilung zwischen kleinen und mittleren Unternehmen bis in das späte 20. Jahrhundert. Die regionalen Basen dieser auf den globalen Märkten erfolgreichen Industrien verortet er im Rheinland, im südlichen Hessen, in Baden und Württemberg, in Thüringen – und in Sachsen.³⁷

33 Vgl. Ditt, *Industrialisierung*, S. 30 ff.; Flügel, *Region*, S. 100 f.; Wischermann, *Krisen*, S. 23 ff.; ders./Nieberding, *Revolution*, S. 77 f.

34 Vgl. Boldorf, *Leinenregionen*, S. 279 f.; hierzu auch schon Kisch, *Textile Industries*, S. 552 f.

35 Vgl. Sabel/Zeitlin, *Stories*, S. 20–28; Piore/Sabel, *Massenproduktion*, S. 36 f.; Cottreau, *Fate*.

36 Vgl. etwa Hahn, *Revolution*, S. 24–39; Ziegler, *Revolution*, S. 51–93.

37 Herrigel, *Industrial Constructions*, S. 44–49.

Zum Design der Studie: Reichweite, Begriffe, Methoden, Ziele

Anspruch der vorliegenden Studie kann es nicht sein, *die* Industrialisierung in Sachsen in allen ihren Aspekten darzustellen. Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit ist ein einzelner Wirtschaftssektor, das protoindustrielle Textilgewerbe bzw. die Textilindustrie. Dieser gewerblich-industrielle Komplex ist in dem Sinne regional verortet, als seine Produktionsstandorte auf dem Territorium des Kurfürstentums bzw. Königreichs Sachsen lagen, wobei aber in einigen Fällen die Produktionsnetzwerke die Landesgrenze überschritten. Im Verlaufe des Untersuchungszeitraums veränderte sich der räumliche Umfang und die administrative Gliederung Sachsens erheblich. Die tiefste Zäsur entsprang der territorialen Neuordnung des Wiener Kongresses 1815, als das Königreich Sachsen mehr als die Hälfte seines Staatsgebiets an Preußen abgeben musste. Für die Studie hat diese Zäsur allerdings eher marginale Konsequenzen, da fast alle Standorte des Textilexportgewerbes innerhalb des verkleinerten Territoriums blieben. Bis 1835 war das Königreich in vier administrative Einheiten – Kreise – gegliedert und zwar den Meißner (mit Dresden und Großenhain), den Leipziger, den Vogtländischen (mit Plauen und Reichenbach) und den Erzgebirgischen Kreis (mit Chemnitz, Zwickau, Freiberg und Annaberg). Daneben gab es zwei größere Gebiete mit territorialen Sonderrechten und eigener Verwaltungsgliederung: die sog. Schönburgischen Rezessherrschaften (mit den Städten Glauchau, Meerane, Hohenstein und Lichtenstein) und das Markgraftum Oberlausitz (mit Bautzen, Kamenz, Löbau, Zittau). 1835 wurden die Oberlausitz und die schönburgischen Gebiete in stärkerem Maße in die reguläre Verwaltungsstruktur eingegliedert. Es gab nun vier Kreisdirektionen als staatliche Mittelbehörden, denen insgesamt elf Amtshauptmannschaften zugeordnet waren: Dresden, Leipzig, Zwickau (inklusive Chemnitz, dem Vogtland und den Schönburgischen Herrschaften) und Bautzen/Budissin. 1873/74 veränderte sich der Zuschnitt der Kreise noch einmal. Im wesentlichen betraf dies das Gebiet der Kreisdirektion Zwickau, das nun in die Kreishauptmannschaften Zwickau (inklusive dem Vogtland) und Chemnitz geteilt wurde.³⁸

Sachsen als regionale Einheit ist für die Untersuchung insofern bedeutsam, als der sächsische Staat (zumindest bis 1871) das institutionelle Regelwerk wirtschaftlichen Handelns innerhalb der Landesgrenzen festlegte und überwachte. Die Dresdner Landesregierung gestaltete zudem vor 1834 die handelspolitischen Außenbeziehungen Sachsens und nahm damit Einfluss auf die Bedingungen des Marktzugangs der sächsischen Textilwirtschaft und ihre Marktposition gegenüber ausländischer Konkurrenz innerhalb der Landesgrenzen. Ansonsten erscheint es wenig sinnvoll, Sachsen in seinen politisch-administrativen Grenzen als Textilregion zu konzipieren, da sich die textilgewerblichen Verdichtungen in bestimmte Teile des Landes konzentrierten. Man kann diese verdichteten Gebiete in ihrer Gesamtheit als Region kennzeichnen oder auch das Vogtland, den Erzgebirgsraum und die Oberlausitz als regionalen Einheiten benennen. Dies ist aber eher als Sprachregelung ohne tiefer gehende analytische Zielsetzung zu verstehen.

38 Vgl. Oettel, Verwaltungsgliederung.

Für den Zweck der Untersuchung haben sich kleinere – subregionale – Einheiten als heuristisch brauchbarer erweisen. Sie werden im Folgenden als „Revier“ bezeichnet. Dieser Begriff kombiniert wirtschaftsräumliche und funktionale Elemente. Ein „Revier“ ist als ein Gebiet definiert, in dem ähnliche Erzeugnisse hergestellt werden und in dem sich ein funktional verflochtenes Cluster von Produktionseinheiten und kommerziellen Einrichtungen herausgebildet hat. Damit können Produktionsnetzwerke, Formen der Arbeitsteilung und komplementärer Spezialisierung zwischen den Produzenten ebenso gemeint sein wie eine gemeinsame Infrastruktur der Rohstoff- und Halbwarenversorgung, der Endfertigung und des Vertriebs. Gewöhnlich ordneten sich die Produktionseinheiten eines Reviers um ein oder zwei zentrale Orte an, in denen sich die kommerzielle Infrastruktur – Rohstoff- und Garnmärkte, Handels- und Verlagsgeschäfte, Spezialbetriebe der Endfertigung o. ä. – verdichtete. Solche Reviere überlappen sich u. U. räumlich. So kann die Stadt Chemnitz als Mittelpunkt zweier unterschiedlicher Produktionsnetzwerke gelten, der Baumwoll- und Mischgewebefertigung wie der Strumpfwirkerei.³⁹

Die Darstellung ist in wesentlichen Teilen um diese räumlich-funktionalen Einheiten organisiert. Indem die Entwicklung nach Revieren aufgezeigt und gegenübergestellt wird, erschließt sich eine wichtige intraregionale Vergleichsebene. Es wird dabei allerdings nicht der Versuch unternommen, die Reviere räumlich exakt abzustecken und in irgend einer systematischen Weise quantitativ-statistisch zu erfassen. Dies wäre, wenn überhaupt, nur unter arbeitsökonomisch kaum zu rechtfertigendem Aufwand möglich gewesen. Zudem erscheinen die Außengrenzen eines Reviers, gemessen an der Reichweite der es konstituierenden Produktionsnetzwerke, oft einigermaßen fluide. In diesen Sinne stellen die Reviere eher heuristische Konstrukte dar als exakt definierte und umrissene Einheiten. Sie erlauben es, die Darstellung zu strukturieren und zu bündeln. Der allgemeine Zuschnitt der Studie, die die Interdependenzen zwischen Marktzugang und Marktwettbewerb einerseits und den Entwicklungen in der Sphäre der Produktion andererseits verfolgt, legt eine handlungs- und akteurszentrierte Grundperspektive nahe. Im Mittelpunkt steht demnach das Handeln von „Wirtschaftsakteuren“. Dies können sowohl die in einem engeren Sinne „unternehmerisch“ aktiven Personengruppen und Organisationen sein (Kaufleute, Verleger, Fabrikanten, Unternehmen), als auch ggf. selbständig agierende Kleinproduzenten wie Handwerksmeister und „Heimindustrielle“ oder Zwischenverleger.

Die ungewöhnliche Vielgestaltigkeit der kursächsischen Textilwirtschaft eröffnet die Möglichkeit, nahezu sämtliche Branchen des Sektors in die Untersuchung einzubeziehen. Im wesentlichen sind dies: 1. die Baumwollweberei, inklusive der Baumwollmischweberei; 2. die Wollweberei und Tuchmacherei; 3. die Leinewebeerei, die jedoch nach 1850 wegen ihres Bedeutungsverlustes nur noch cursorisch behandelt wird; 4. die Strumpf-, Handschuh- und Trikotagenwirkerei; 5. die Maschinestickerei (nach 1850); sowie, 6., die verschiedenen Sparten der Maschinenspinnerei. Ausgeklammert wurden dagegen die Spitzenklöppelei, die Posamenten-

39 Vgl. zum Begriff des Gewerbereviers: Gayot, Gewerberevier; allgemein zum Konzept der Region: Pierenkemper, Ansatz; Weichhart, Region, S. 29–38.

macherei und die Bandweberei. Die Zuordnung der genannten Branchen zu den Revieren nehme ich im empirischen Teil vor.

Die Studie ist in vier chronologische Blöcke eingeteilt. Zunächst präsentiere ich einen Querschnitt der protoindustriellen Textilgewerbelandschaft des Kurfürstentums Sachsens am Ausgang des 18. Jahrhunderts (Kapitel 2). Es werden dabei Entwicklung und Stand der verschiedenen Branchen und Reviere dargelegt, die Praktiken von Produktion und Vertrieb beleuchtet, und die Wege zu den Märkten nachgezeichnet. Im Anschluss an diese Bestandsaufnahme wird dann der Transformationsprozess über den Zeitraum eines Jahrhunderts verfolgt. Ich gehe dabei von der Prämisse aus, dass sich um 1790 die frühindustriellen Entwicklungen in den britischen Baumwollrevieren in ihren Auswirkungen für die sächsische Textilwarenmanufaktur bemerkbar machten. Dies ist zunächst einmal eine Vermutung, deren Reichweite und Stimmigkeit empirisch nachzuprüfen ist. Sie dient als heuristischer Ausgangspunkt, ohne dass damit von vornherein der Beginn der „Industrialisierung“ in Sachsen datiert werden soll.

Die Kapitel 3 bis 5 verfolgen in zeitlicher Abfolge den Industrialisierungsprozess der sächsischen Textilgewerbe zwischen 1790 und 1890. Als die Darstellung strukturierende Zäsuren dienen dabei die Jahre 1815, 1850 und 1890. Das erste Datum, 1815, markiert das Ende der Napoleonischen Ära und damit den Abschluss einer 25jährigen Periode politischer Umwälzungen und Kriege. Die Zäsur 1850 steht für den Beginn der Maschinisierung in den garnverarbeitenden Branchen. Als Endpunkt des industriellen Transformationsprozesses habe ich – etwas willkürlich – das Jahr 1890 angenommen. Es wird aber, wo dies angebracht erscheint, die Entwicklung in einzelnen Revieren oder Branchen ggf. auch über dieses Datum hinaus verfolgt.

Die Transformation der sächsischen Textilwirtschaft wird im Folgenden als Prozess der „Industrialisierung“ charakterisiert, genauer gesagt: als Entwicklung von einer „protoindustriellen“ zu einer „industriellen“ Wirtschaftsweise. Die beiden, den Ausgangs- und den Endpunkt der Transformation bezeichnenden Begriffe sind auf eine bestimmte Produktionsweise verengt worden. Demnach bezieht sich das Adjektiv „protoindustriell“ auf ein dezentrales Produktionssystem, das auf dem Einsatz einfacher, handbetriebener Maschinen und Werkzeuge basiert. „Industriell“ bezeichnet eine Produktionsweise, die im zentralen Fabrikbetrieb mit kraftgetriebenen Maschinen gründet. Dies ist natürlich ein stark zugespitztes Konstrukt, das vor allem auf einen heuristischen Nutzen zielt. Damit sollen keinesfalls Ziel und Verlaufsform des Transformationsprozesses a priori festgelegt werden. In welchem Ausmaß sich in den verschiedenen Zweigen des sächsischen Textilgewerbes während des Untersuchungszeitraums tatsächlich industrielle Strukturen in dem oben genannten Sinn entwickelten, bleibt Gegenstand empirischer Analyse.

Meine Studie verfolgt im wesentlichen drei allgemeine Ziele: Es sollen (1.) die überregionalen Einflussfaktoren regionaler Industrialisierungsprozesse in den Blick genommen werden. Lässt sich demnach der Verlauf der Industrialisierung in einem textilgewerblichen Produktionscluster im kausalen Zusammenhang zum Wettbewerb und den Wettbewerbsbedingungen auf überregionalen Märkten beschreiben? Können auf diese Weise Industrialisierung und Globalisierung in einen wechselsei-

tigen Bezug gesetzt werden? Die Arbeit unternimmt (2.) den Versuch, die Transformation eines frühneuzeitlichen Exportgewerbe zu einer modernen Industriebranche – unter systematischem Einbezug der Marktsphäre – in einem längeren Zeitraum zu untersuchen. Damit möchte ich dazu beitragen, das immer noch vorherrschende Bild von der Industriellen Revolution in Deutschland modifizieren. Anstatt die industriellen Wandel allein am *Take-Off* der Schwer- und Montanindustrie und an der Entwicklung von großindustriellen Strukturen festzumachen, soll der Blick auf eine „andere“ Industrialisierung gelenkt werden: Die Genese von verarbeitenden Industrien, die Konsumgüter herstellten, die ihre Waren auf den Weltmärkten absetzten und die stärker „mittelständische“ und dezentrale Strukturen ausbildeten.

Schließlich setzt sich die Studie (3.) mit zentralen Annahmen einer mittlerweile weit verbreiteten institutionenökonomischen Lesart der Industrialisierung auseinander. Bieten das Transaktionskostenproblem und die *Principal-Agent*-Beziehung tatsächlich den Schlüssel zum Verständnis der Industriellen Revolution, die nach einem Diktum von D. C. North letztlich nur als Oberflächenerscheinung institutioneller Innovationen⁴⁰ erscheint? Es gilt also, am Beispiel der sächsischen Textilwirtschaft empirisch zu überprüfen, ob und inwiefern steigende Transaktionskosten bei der Kontrolle des Arbeitsprozesses und des Warenvertriebs den Übergang zum integrierten Unternehmen erzwangen.

Quellen und Literatur

Die archivalische und publizistische Überlieferung ist für die verschiedenen Zeitabschnitte und Themenfelder von sehr unterschiedlicher Dichte, Provenienz und Qualität. Als besonders ergiebig hat sich, zumindest für die erste Hälfte des Untersuchungszeitraums, die staatliche Überlieferung im Hauptstaatsarchiv Dresden erwiesen, vor allem der Bestand „Landes-, Oeconomie-, Manufaktur- und Commerzien-Deputation“. Die „Kommerziendeputation“ war als landesherrliche Zentralbehörde zwischen 1764 und 1831 mit vielfältigen Aufgaben der Wirtschaftsförderung und -lenkung betraut. Ihr Aufgabenbereich wurde nach 1831 von der Handels- und Gewerbeabteilung des Ministeriums des Innern übernommen, allerdings in wesentlich reduzierter Form. Ergänzend sind die Akten der Kreishauptmannschaft bzw. Kreisdirektion Zwickau im Staatsarchiv Chemnitz herangezogen worden. In den kommunalen Archiven ist dagegen für die Themenstellungen der Arbeit meist nur wenig Brauchbares zu finden gewesen.

Einigermaßen enttäuschend gestaltete sich die Auswertung der unternehmensarchivalischen Überlieferung, die in Sachsen überwiegend in den Staatsarchiven Chemnitz, Dresden und Leipzig lagert. Dort sind zwar die hinterlassenen Akten einer größeren Zahl textilindustrieller Unternehmen vorhanden, doch findet sich darin kaum Material für die Zeit vor 1900. Ergiebiger sind dagegen die Geschäftsunterlagen der Fa. Abraham Dürninger & Co. im Archiv der Brüder-Unität, Herrnhut, die Bestände F.L. Böhler und Poeschmann-Schneidenbach im Stadtarchiv

40 Vgl. Wischermann/Nieberding, *Revolution*, S.25.

Plauen und die Überlieferung des Handelshauses Ernst Sigismund Haupt im Stadtarchiv Zittau. Insgesamt sind diese Quellenbestände aber für die Erarbeitung einer Geschichte der sächsischen Textilindustrie im 19. Jahrhundert zu fragmentarisch. Sie decken nur einen eng umgrenzten Zeitraum ab oder beziehen sich – im Falle der Fa. Dürninger – auf eine Branche, die seit dem Vormärz aus dem Fokus der Untersuchung verschwindet. Dies ist zwar an sich schade, birgt aber auch einen konzeptionellen Vorteil. Eine überwiegend unternehmenshistorische Herangehensweise hätte zwangsläufig die größeren Textilunternehmen stärker in den Blickpunkt gerückt und möglicherweise die klein- und mittelbetriebliche Struktur der meisten sächsischen Textilbranchen nicht adäquat berücksichtigen können.

Ergänzend zu den archivalischen Quellenbeständen konnte auf einen breiten Fundus zeitgenössischer Wirtschaftspublizistik zurückgegriffen werden. Zu den wichtigsten ausgewerteten Periodika zählen die *Mittheilungen des Industrievereins für das Königreich Sachsen* (1832–1843), das *Gewerbeblatt für Sachsen* (1834–43) und sein Nachfolgeorgan, die *Deutsche Gewerbezeitung* (1844–1870), die Berichte von diversen Gewerbe- und Industrieausstellungen, vor allem aber die Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammern Plauen, Chemnitz und Zittau (seit 1862). Dazu kommt eine Reihe von Einzelveröffentlichungen von „Insidern“ der südwest- und südostsächsischen Textilgewerbereviere wie die Schriften des Chemnitzer Wirtschaftspublizisten Friedrich Georg Wieck.⁴¹

Ein methodisches Problem der Untersuchung liegt naturgemäß in der Erfassung des Geschehens auf den überregionalen Märkten. Selbst eine Beschränkung der archivalischen Studien auf zentrale Umschlagplätze des sächsischen Textilexports wie Hamburg, London, Cádiz oder New York hätte sowohl die finanzielle Ausstattung des Projekts als auch die Arbeitskraft des Bearbeiters überfordert. Daher nehme ich wohl oder übel die gleiche Perspektive ein wie die meisten Akteure meiner Untersuchung: Ich verwende die Informationen, die von den globalen Marktplätzen ihren Weg nach Sachsen gefunden haben. Vor allem drei Überlieferungen haben sich hier als wertvolle Informationsquellen erwiesen: (1.) die Protokolle und Berichte von den Leipziger Messen, die „Messrelationen“, die von den Beamten der „Kommerziendeputation“ angefertigt wurden und auf Befragungen von Verlagsunternehmen und Großkaufleuten beruhen; (2.) die Berichte der sächsischen Handelskonsulate von europäischen und überseeischen Handelsplätzen; (3.) die bereits erwähnten Handelskammerberichte, die oft ein recht detailliertes Bild von den Absatzverhältnissen der einzelnen Textilbranchen wiedergeben. Auch einige Geschäftskorrespondenzen haben sich in den oben aufgeführten Unternehmensbeständen erhalten.

Die großen Monographien Forbergers und Kiesewetters bieten ungeachtet der oben kritisierten Defizite einiges Material zur Genese der Textilindustrie. Für das protoindustrielle sächsische Leinengewerbe liegt eine Monographie vor, in der Jörg Ludwig die bemerkenswert dichten Handelsbeziehungen zwischen der Leinwandregion der südlichen Oberlausitz und den Absatzmärkten in Lateinamerika im 18. und frühen 19. Jahrhundert nachzeichnet.⁴² Zur Vermarktung sächsischer Textilwa-

41 Wieck, Zustände; ders., Manufaktur- und Fabrikindustrie.

42 Ludwig, Handel.

ren geben auch einige, meist ältere handelsgeschichtliche Arbeiten sowie Danny Webers neue Monographie zum Leipziger Handelshaus Frege einen ersten allgemeinen Zugang.⁴³ Besonders aufschlussreich ist Gert Rössers Aufsatz zur Entwicklung von Organisation und Technik des Handels im 18. und 19. Jahrhundert, der sich ganz überwiegend auf das gut dokumentierte Beispiel des Herrnhuter Unternehmens Dürninger & Co. stützt.⁴⁴

Karin Zachmann hat in einigen instruktiven Aufsätzen auf die weite Verbreitung handbetriebener Maschinen und von Heimarbeit gerade in den erfolgreichen textilen Exportbranchen, wie der Strumpfwirkerei und der Stickerei, bis ins 20. Jahrhundert hingewiesen.⁴⁵ Erwähnenswert sind zudem die Aufsätze Matthias Hahns zum Profil der Chemnitzer Verlegerschaft im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, Volker Scholz' Arbeit zu den Chemnitzer Webern und Kattundruckern⁴⁶ sowie die Beiträge einer wissenschaftlichen Tagung aus Anlass des 200. Jubiläums des Baus der ersten mechanischen Spinnereien in Sachsen.⁴⁷ Noch aus DDR-Zeiten stammen die volkskundlichen Arbeiten von Bernd Schöne zu Strumpfwirkern, Bandwebern, Posamentierern und Spitzenklöpplerinnen im Erzgebirge und der Oberlausitz sowie eine Dissertation von Klaus Müller, die sich mit der Industrialisierung in Westsachsen beschäftigt.⁴⁸

Steffen Sammler nähert sich der Industrialisierung in Sachsen in seiner bislang noch nicht veröffentlichten Habilitationsschrift auf der Ebene des zeitgenössischen wirtschaftspolitischen Diskurses.⁴⁹ Rudolf Boch hat in einem längeren Aufsatz die sächsische und die preußische Industrialisierungspolitik im Vormärz verglichen.⁵⁰ Aufschlüsse zum sozialen Profil der frühindustriellen Unternehmerschaft bieten Hartmut Zwahrs Arbeiten zur Konstituierung der Bourgeoisie in Sachsen und die an Zwahrs methodischer Vorgehensweise orientierten Studien zur Oberlausitz, zu Chemnitz und den Schönburgischen Rezessherrschaften.⁵¹ Zudem konnte ich hier auf eigene Forschungen zu sächsischen Familienunternehmen und Unternehmerfamilien zurückgreifen.⁵² Die ältere wirtschaftshistorische und nationalökonomische Literatur hat sich mit einer ganzen Reihe von Branchen und Revieren der sächsi-

43 Reinhold, Polen/Litauen; Netta, Handelsbeziehungen; Meinert, Handelsbeziehungen; Hasse, Leipziger Messen; Benndorf, Beziehungen; Weber, Frege; sowie Stübler, Textilwaren.

44 Rösser, Beispiele. Vgl. zudem Gayot, Abenteuer; Hammer, Industriepionier; Luft, Textilregionen; Kunze, Frühkapitalismus; Leipoldt, Reichenbach; Poenicke, Betriebssystem; Sieber, Industriegeschichte; Nürnberger, Geschichte.

45 Zachmann, Strumpfwirkerei; dies., Kraft; dies., Durchsetzung; dies., Ausformung; dies. Transformation.

46 Hahn, Unternehmertum; ders., Herkunft; Scholz, Handwerk.

47 u. a. Boch, Baumwollspinnerei; Kiesewetter, Unternehmen; Kirchner, Schafwoll-Maschinenspinnerei; Scholz, Kattundruckerei; Uhlmann, Bildungsreisen; Weber, Innovationstransfer; Welzel, Baumwollspinnerei.

48 Schöne, Posamentierer; ders., Kultur; Müller, Faktoren.

49 Sammler, Wissenstransfer.

50 Boch, Vormärz.

51 Zwahr, Klassenkonstituierung; Fleißig, Klassenkonstituierung; Uhlmann, Chemnitzer Unternehmer, Grohmann, Rezessherrschaften.

52 Schäfer, Familienunternehmen.

schen Textilwirtschaft beschäftigt.⁵³ Einen hervorragenden Quellenwert besitzen einige Dissertationen zur Wirkwaren- und Stickereiindustrie, die offenbar von Brancheninsidern verfasst wurden. Hier finden sich detaillierte Angaben zur Marktposition sächsischer Erzeugnisse, zu den Vermarktungsstrategien der Hersteller und des Handels und zu deren Rückwirkungen auf den produktionstechnischen und betriebsorganisatorischen Bereich.⁵⁴

53 So etwa König, Baumwollenindustrie; Meerwein, Baumwollspinnerei; Rätzer, Baumwollwarenmanufaktur; Bein, Industrie; Gröllich, Baumwollweberei; Schurig, Textilindustrie; Westernhagen, Leinwandmanufaktur; Bökelmann, Aufkommen; Hunger, Strumpfindustrie; Maschner, Weberei; Demmering, Textil-Industrie; Krebs, Entwicklung.

54 Irmscher, Strumpfindustrie; Greif, Studien; Oppenheim, Wirkwarenindustrie; Bennewitz, Bedeutung; Hüttenbach, Maschinenstickerei; Illgen, Stickerei-Industrie; Jeenel, Produktionsbedingungen; Loeben, Absatz; Zeeh, Betriebsverhältnisse.

2. PROFILE DES KURSÄCHSISCHEN TEXTILEXPORTGEWERBES UM 1790

2.1 REVIERE UND BRANCHEN

Die Glanzzeit der vogtländischen Musselinmanufaktur

In der Mitte der 1780er Jahre konnte die vogtländische Baumwollweberei auf eine bemerkenswerte Wachstumsperiode zurückblicken. Innerhalb von nur zwei Jahrzehnten hatte sich die Menge der im Vogtland gefertigten Baumwollgewebe mehr als verzehnfacht. 1765 hatte die „Schauanstalt“ der Plauener „Schleierhändler“-Innung insgesamt noch weniger als 20.000 Stück baumwollener Webwaren gestempelt. 1775 waren es fast 52.000, 1786 genau 206.974 Stück. Dieser enorme Zuwachs verdankte sich im Wesentlichen der überaus erfolgreichen Kopie eines überseeischen Produktes. Feine und leichte Baumwollgewebe aus Indien waren seit Beginn des 18. Jahrhunderts, vor allem von den britischen, niederländischen und französischen Ostindienkompanien auf die europäischen Märkte gebracht worden und hatten dort wachsenden Anklang gefunden. Im sächsischen Vogtland wurden diese Stoffe seit den 1730er Jahren nachgeahmt und zunächst als „Nesseltücher“, später unter dem international gebräuchlichen Sammelbegriff „Musselin“ (*Mousselin, Muslin*) vermarktet. Zudem entwickelte sich zwischen der Stadt Plauen und den Kleinstädten und Dörfern des östlichen Vogtlandes und des angrenzenden Erzgebirges ein lebhafter Veredelungsverkehr. Importierte indische Musseline und später auch in Sachsen selbst gefertigte Textilien dieser Art wurden hier mit Mustern bestickt.

Der Aufschwung der vogtländischen Musselinmanufaktur¹ nach der Mitte des 18. Jahrhunderts verdankte sich dem Zusammenwirken günstiger Standortfaktoren und globaler Rahmenbedingungen. Vergleichsweise niedrige Arbeitskosten waren notwendig, um mit den Erzeugnissen eines ausgesprochenen Niedriglohnlands wie dem frühkolonialen Indien in Konkurrenz treten zu können. Diese Konkurrenz wurde den vogtländischen Herstellern vor allem dadurch erleichtert, dass Kriege zwischen den Kolonialmächten England, Frankreich und den Niederlanden die Zufuhr indischer Baumwollstoffe nach Europa für kürzere oder längere Perioden behinderten und verteuerten. Die sukzessive Verbesserung und Verbilligung des Rohstoffes Baumwolle trug ebenfalls zur Marktfähigkeit der Plauener Musseline bei. Mit der Ausweitung des Anbaus in Südosteuropa und Kleinasien gelangten zusehends größere Mengen von Rohbaumwolle nach Sachsen. Selbst die besser für die Fertigung leichter Stoffe geeignete westindische Baumwolle wurde in den 1770er

1 Mit „Manufaktur“ ist im Folgenden in Anlehnung an die zeitgenössische Terminologie die Produktion von Waren für überregionale Märkte gemeint. Bei der Verwendung des Begriffs im Sinne einer zentralen Betriebsstätte wird dies explizit vermerkt.

und 80er Jahren vermehrt über Hamburg und Leipzig in die westsächsischen Baumwollreviere importiert.²

Die Herstellung leichter Baumwollstoffe im Vogtland kann man bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Seit etwa 1560 ließen Nürnberger Kaufleute in Plauen sog. Schleier von Heimarbeiterinnen weben. Die von ihnen beauftragten „Faktore“ verteilten die Baumwolle an die Arbeitskräfte, entlohnten sie und sammelten die Waren wieder ein. Unter den Schleiermacherinnen waren offenbar vornehmlich Plauener Bürgertöchter. Die vogtländische Baumwollwarenmanufaktur entwickelte demnach von Anfang Betriebsstrukturen jenseits des zünftigen Textilhandwerks. Es prägten sich aber dennoch bald Formen korporativer Produktionssteuerung heraus, spätestens seitdem am Ende des 16. Jahrhunderts die unternehmerische Kontrolle von den Nürnberger Fernhändlern auf örtliche „Schleierherren“ übergegangen war. 1600 erließ der Rat der Stadt Plauen eine „Schleierordnung“, die die ansässigen Baumwollwarenhändler zu einer Innung zusammenfasste und die Herstellung und den Handel mit solchen Waren regulierte. Den bisherigen Produzentinnen, den Frauen aus dem Plauener Bürgertum, wurden zwar besondere Zugangsrechte zur Innung eingeräumt. Doch im Laufe der Zeit verlor sich offenbar die Bedeutung dieser stadtbürgerlichen Schleiermacherinnen. Allerdings blieb die unzünftige Plauener Baumwollweberei eine überwiegend weibliche Tätigkeit. Noch 1785 war in einem amtlichen Schreiben davon die Rede, dass sie „vorzüglich von denen Weibs-Personen mehrentheils gemeinen Standes betrieben“ werde. Seit dem frühen 18. Jahrhundert kauften in der Regel die Mitglieder der Schleierhändlerinnung – die „Innungsverwandten“ – die rohe Baumwolle ein, ließen sie von ländlichen Arbeitskräften verspinnen und reichten das Garn an die unzünftigen Weber, die sog. Würker, in der Stadt Plauen selbst weiter. Die Würker (und Würkerinnen) arbeiteten gegen Lohn, mussten die fertigen Stücke der Schauanstalt der Innung vorlegen und sie schließlich an ihren Auftraggeber abliefern. Die Händler ließen dann die Gewebe bleichen, färben, bedrucken oder besticken und verkauften sie auf Jahrmärkten und Messen.³

Die Plauener Schleierordnung von 1600 und ihre diversen Neufassungen verschafften den Innungsverwandten eine rechtlich abgesicherte Schlüsselposition in der vogtländischen Baumwollwarenmanufaktur. Sie alleine waren berechtigt, Baumwolle verspinnen zu lassen und Würker zu beschäftigen. Durch ihre Schauanstalt unterwarfen sie die Arbeitskräfte einer strikten Qualitätskontrolle. Ihnen stand

- 2 Zahlen nach: Rätzer, Baumwollwarenmanufaktur, S. 40, 54. Vgl. ebd., S. 46; Gebauer, Volkswirtschaft 2, 538; Goodman/Honeyman, Pursuit, S. 135; Wagner, Textilindustrien, S. 16; HStAD 10078: Kommerziendeputation Nr. 1543 (Loc. 11142/XIV. 1773), Bl. 6: Bericht an Kurfürst, 12.10.1805; ebd. Nr. 1553 (Loc. 11119), Bl. 110f.: Extrakt Relation Ostermesse, 9.6.1784; ebd. Bl. 154: Extrakt Relation Michaelismesse, 7.10.1784; Bl. 167: Extrakt Relation Ostermesse, 28.5.1785; Bl. 166f.: Extrakt Relation Michaelismesse 9.11.1785; Artikel „Muselin“, in: Krünitz, Enzyklopädie Band 99, 1805, S. 68.
- 3 Zitat: HStAD 10078: Kommerziendeputation Nr. 1554 (Loc. 111168/XIV 1077), Bl. 57: Johann Friedrich Wehner, Plauen, an den Kurfürsten, 19.10.1785; Vgl. König, Baumwollenindustrie, S. 119–125; Bein, Industrie, S. 38, 56; Gebauer, Volkswirtschaft 2, S. 536; Zachmann, Ausformung, S. 15 f.

zudem das exklusive Recht zu, im Vogtland Handel mit Schleiern und anderen Baumwollwaren zu treiben. Solange sich die Schleiermacherei in einer überschaubaren Nische abspielte, konnten die Innungsverwandten ihr fein ausgeklügeltes Produktionsregime relativ problemlos aufrecht erhalten. Nachdem sich aber die Musselinweberei in der Mitte des 18. Jahrhunderts zu einem ausgedehnten und ertragreichen Exportgewerbe entwickelt hatte, geriet die Monopolstellung der Schleierhändler zunehmend unter Druck. Die Woll- und Leineweberinnungen in Plauen und anderen vogtländischen Städten drängten nun mit Macht in diesen ihnen bislang vorenthaltenen Produktionsbereich hinein. Auf den Dörfern, wo die Plauener Innungsverwandten einen Großteil ihrer Baumwolle verspinnen ließen, breitete sich ebenfalls die Weberei aus. Die Plauener Schleierherren wiederum waren nicht gewillt, die Kontrolle über die vogtländische Baumwollwarenmanufaktur aus der Hand zu geben. In rascher Folge wurde das Manufaktureglement seit den 1750er Jahren revidiert und den neuen Gegebenheiten angepasst. Seit 1764 firmierte die Plauener Schleierherrengilde unter dem zeitgemäßerem Namen einer Innung der Baumwollwarenhändler. Ihr Einzugsbereich hatte sich auf das gesamte Vogtland ausgedehnt.

Letztlich machte die massive Produktionsausweitung jeden ernsthaften Versuch zunichte, die Zahl der Wirtschaftsakteure in der vogtländischen Musselinmanufaktur zu beschränken. Die Strategie der Plauener Baumwollwarenverleger lief im Kern darauf hinaus, das Arbeitskräftepotenzial der Zunftweber zu nutzen, ohne allzu viel von ihrer korporativen Verfügungsmacht abzugeben. Einige Baumwollartikel wurden den Leinen- und Wollweberinnungen der vogtländischen Kleinstädte zur freien Fertigung überlassen. Die Musselinweberei selbst unterstand aber weiterhin dem Zuständigkeitsbereich der Baumwollwarenhändler-Innung. Wollten die Lein-, Zeug- und Wollenweber der vogtländischen Städte Musseline und ähnliche Baumwollstoffe fertigen, mussten sie sich in das Plauener Würkerregister eintragen lassen. Sie erhielten wie die Würker ihr Garn von den Baumwollwarenhändlern. Sie waren gehalten, ihre rohen Waren von den Plauener Schaumeistern begutachten zu lassen und durften sie nur zu dem von der Schauanstalt festgesetzten Preis an Innungsverwandte abgeben. Allerdings enthielt das Reglement von 1764 eine Ausnahmeregelung für die wohlhabenderen Webermeister: Sie durften auf eigene Rechnung arbeiten, Baumwolle selbst einkaufen, spinnen lassen und daraus so viel Ware, „als sie durch ihre Gesellen und Jungen zu verarbeiten möchten,“ fertigen.⁴

Diese erstaunlich großzügigen Bestimmungen zielten offenbar darauf, die Qualität der Produktion zu heben, um in das besonders gewinnträchtige Marktsegment der hochwertigen Musselinstoffe und Modeartikel vorzudringen. Die substantielleren Handwerksbetriebe schienen eher die Voraussetzungen für eine solche „Kunstweberei“ zu bieten als die unzünftigen Würker und die Masse der ärmeren Kleinmeister. Die Innungs-Verwandten hätten, so erklärte der Plauener Großverleger Baumgärtel 1785 den Vertretern der staatlichen Kommerziendeputation, „wider die freye Fertigung der feinen oder so genannten Kaufwaare nichts einzuwenden, son-

4 HStAD 10078: Kommerziendeputation Nr. 1553 (Loc. 11119), Bl. 116: Johann Friedrich Wehner, Bürgermeister und Rat, Johann August Fritzsche, Consul, Plauen, an Kurfürst, 4.3.1784.